

GEGEN
SAINTE-BEUVE

MARCEL
PROUST

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 5412

Während die französische Erstausgabe des *Contre Sainte-Beuve* den Eindruck eines kohärenten und abgeschlossenen Werks zu erwecken sucht und die Pléiade-Ausgabe sich auf dessen theoretische und literaturkritische Teile beschränkt, will der vorliegende Band der Frankfurter Ausgabe den fragmentarischen und heterogenen Charakter des *Gegen Sainte-Beuve* sichtbar machen. Neben ausgearbeiteten Entwürfen enthält er auch kurze Notizen oder abgebrochene Skizzen; neben theoretischen und literaturkritischen Betrachtungen auch Entwürfe zu Romanszenen, darunter eine Reihe von Bausteinen der *Recherche*. Und doch zieht sich durch all die verschiedenartigen Texte ein roter Faden; es gibt einen heimlichen Protagonisten, nämlich Prousts gegen Sainte-Beuve aufgestellte These, wahre Literatur könne nicht im Gelärme der Welt entstehen, sondern nur in der Stille, in der Tiefe, in der unerbittlichen Hingabe an das Werk.

Marcel Proust wurde am 10. Juli 1871 in Auteuil geboren und starb am 18. November 1922 in Paris. Sein siebenbändiges Romanwerk *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* ist zu einem Mythos der Moderne geworden.

MARCEL PROUST

Gegen Sainte-Beuve

Suhrkamp

Diese Ausgabe entspricht Werke III, Band 3 der Frankfurter Ausgabe
der Werke von Marcel Proust, herausgegeben von Luzius Keller.

Originaltitel: *Contre Sainte-Beuve*

Aus dem Französischen von Helmut Scheffel

Herausgegeben von Mariolina Bongiovanni Bertini
in Zusammenarbeit mit Luzius Keller

Erste Auflage dieser Ausgabe 2024

suhrkamp taschenbuch 5412

© der deutschsprachigen Ausgabe

1997, Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Brian Barth, Berlin

Druck: BoD GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47412-9

www.suhrkamp.de

Gegen Sainte-Beuve

ERSTER THEIL

ENTWÜRFE ZU EINEM KRITISCHEN ESSAY
ÜBER SAINTE-BEUVE

1. ENTWÜRFE ZUM VORWORT

Obwohl¹ ich mit jedem Tag der Kritik weniger Bedeutung beimesse und eigentlich auch, offen gesagt, dem Verstand, denn immer mehr halte ich ihn für unfähig zu jener Wiedererschaffung der Wirklichkeit, die die ganze Kunst ausmacht, so vertraue ich heute dem Verstand, um einen ganz und gar kritischen Essay zu schreiben.²

SAINTE-BEUVE

★

Mit jedem Tag messe ich dem Verstand weniger Bedeutung zu.³ Mit jedem Tag spüre ich deutlicher, daß der Schriftsteller die vergangenen Eindrücke, die der Stoff der Kunst sind, nicht in dessen Lichtbereich evozieren kann. Der Verstand kann uns nichts davon zurückgeben. Das liegt daran, daß jede Stunde unseres Lebens, sobald sie tot ist, wie die Seelen nach einem uralten Glauben, sich in irgendein Objekt, in irgendein Teilchen der Materie inkarniert und dort gefangen bleibt, bis wir dem Objekt begegnen. Dann wird sie befreit [abgebrochen]

★

Mit⁴ jedem Tag messe ich dem Verstand weniger Bedeutung zu. Mit jedem Tag wird mir bewußter, daß der Schriftsteller nur außerhalb von ihm etwas von unseren vergangenen Eindrücken wieder erfassen, das heißt zu etwas von sich selbst gelangen kann und damit zu dem einzigen Stoff der Kunst. Was uns der Verstand unter dem Namen Vergangenheit wiedergibt, ist diese nicht. In Wirklichkeit⁵, so wie es in manchen volkstümlichen Sa-

gen mit den Seelen der Verstorbenen geschieht, inkarniert und verbirgt sich jede Stunde unseres Lebens, sobald sie tot ist, in irgendeinem materiellen Objekt. Sie bleibt darin gefangen, für immer gefangen, es sei denn, wir begegnen diesem Objekt. Durch dieses hindurch erkennen wir sie wieder, wir rufen sie, und sie wird befreit. Es kann sein, daß wir dem Objekt, in dem sie sich verbirgt – oder der Empfindung, da jedes Objekt in Beziehung zu uns eine Empfindung ist –, niemals begegnen. Und so gibt es Stunden unseres Lebens, die niemals wieder aufleben werden. Denn das Objekt ist so klein, so verloren in der Welt, es bestehen so wenig Aussichten, daß es sich auf unserem Weg findet! Es gibt ein Haus auf dem Land, in dem ich mehrere Sommer meines Lebens verbracht habe. Manchmal dachte ich an diese Sommer, aber es waren diese nicht. Es bestanden große Aussichten, daß sie für mich auf immer tot bleiben würden. Ihre Wiederauferstehung hing wie jede Auferstehung von einem schlichten Zufall ab. Neulich abends, als ich vom Schnee durchfrenen nach Hause gekommen war und mich nicht aufwärmen konnte, als ich in meinem Zimmer unter der Lampe angefangen hatte zu lesen, schlug mir meine alte Köchin vor, mir eine Tasse Tee zu machen, den ich sonst nie trinke. Und der Zufall wollte, daß sie mir ein paar Scheiben geröstetes Brot brachte. Ich ließ das Brot in der Tasse aufweichen, und in dem Augenblick, als ich es in den Mund steckte und an meinem Gaumen die Empfindung seiner vom Teegeschmack durchdrungenen Weichheit hatte, verspürte ich eine Verwirrung, Gerüche von Geranien, von Orangenbäumen, eine Empfindung von außergewöhnlichem Licht, von Glück; ich verharrete reglos, in der Furcht, durch eine einzige Bewegung das anzuhalten, was sich in mir vollzog und was ich nicht verstand, mich weiterhin auf den Geschmack des aufgeweichten Brotes konzentrierend, der solche Wunder her-

vorzubringen schien, als plötzlich die ins Wanken geratenen Trennwände meines Gedächtnisses nachgaben, und jene Sommer, die ich in dem besagten Haus auf dem Land verbrachte, stürmten in mein Bewußtsein mit ihren Morgenstunden, die das Vorbeiziehen, den unaufhörlichen Zustrom der glücklichen Stunden mit sich führten. Da erinnerte ich mich: jeden Tag ging ich, nachdem ich mich angekleidet hatte, in das Zimmer meines Großvaters hinunter, der eben aufgewacht war und seinen Tee trank. Er tauchte einen Zwieback hinein und gab ihn mir zu essen. Und als jene Sommer vergangen waren, war die Empfindung des im Tee aufgeweichten Zwiebacks eine der Zufluchtsstätten, in der die toten Stunden – tot für den Verstand – sich verbargen und wo ich sie gewiß niemals wiedergefunden hätte, wenn an diesem Winterabend, als ich vom Schnee durchfrozen nach Hause gekommen war, meine Köchin mir nicht das Getränk vorgeschlagen hätte, mit dem das Auferstehen kraft eines mir unbekanntes magischen Paktes verbunden war. Doch kaum hatte ich von dem Zwieback gegessen, spiegelte sich ein ganzer bis dahin für meine Augen unbestimmter und glanzloser Garten mit seinen vergessenen Wegen, Beet auf Beet, mit all seinen Blumen in der kleinen Tasse Tee, gleich jenen kleinen japanischen Blumen, die erst im Wasser aufgehen.

Ebenso¹ waren viele Tage in Venedig, die der Verstand mir nicht hatte wiedergeben können, für mich tot, als ich im letzten Jahr beim Durchqueren eines Hofes plötzlich mitten auf den ungleichen und glänzenden Pflastersteinen stehenblieb. Die Freunde, mit denen ich zusammen war, fürchteten, ich sei ausgeglitten, doch ich machte ihnen ein Zeichen, daß sie weitergehen sollten, daß ich nachkommen werde: etwas Wichtigeres hielt mich zurück, ich wußte noch nicht was, doch ich fühlte in mir eine Vergangenheit erzittern, die ich nicht wiederer-

kannte; beim Aufsetzen des Fußes auf den Pflasterstein hatte ich diese Verwirrung empfunden. Ich spürte, wie ein Glücksgefühl mich überflutete und daß ich um ein wenig von jener reinen Substanz von uns selbst bereichert werden würde, die ein vergangener Eindruck ist, um das reine, rein bewahrte Leben (und das wir nur als bewahrtes erkennen können, denn in dem Augenblick, da wir es erleben, zeigt es sich nicht unserem Gedächtnis, sondern inmitten von Empfindungen, die es unterdrücken), und der nur danach verlangte, befreit zu werden, meine Schätze von Poesie und Leben zu vermehren. Doch ich fand nicht die Kraft, ihn zu befreien. Ich hatte Angst, diese Vergangenheit könnte mir entfliehen. Oh, der Verstand hätte mir in einem solchen Augenblick nichts genützt. Ich trat ein paar Schritte zurück, um aufs neue über die ungleichmäßigen und glänzenden Pflastersteine zu gehen, um zu versuchen, mich in denselben Zustand zu versetzen. Plötzlich überströmte mich eine Lichtflut. Eine gleiche Empfindung des Fußes hatte ich auf dem etwas ungleichmäßigen und glatten Pflaster des Baptisteriums von San Marco gespürt. Der Schatten, der an jenem Tag über dem Kanal lag, wo meine Gondel auf mich wartete, das ganze Glück, der ganze Schatz jener Stunden stürzte im Gefolge dieser wiedererkannten Empfindung herbei, und seither lebte der Tag selbst für mich wieder auf.

Nicht nur vermag der Verstand nichts über diese Wiederauferstehungen, diese Stunden der Vergangenheit verbergen sich auch nur in Objekten, worin sie zu inkarnieren der Verstand gar nicht versucht hat. In den Objekten, bei denen man versucht hat, absichtlich Beziehungen zu der Stunde herzustellen, die man erlebte, in ihnen kann sie keine Zuflucht finden. Und mehr noch, wenn ein anderes Ding sie auferstehen lassen kann, wenn sie mit ihm auferstehen, werden sie um ihre Poesie gebracht.

Ich erinnere mich¹, daß ich mich eines Tages während einer Reise vom Fenster des Waggons aus bemühte, von der Landschaft, die an mir vorbeizog, Eindrücke aufzunehmen. Ich schrieb, während ich gleichzeitig den kleinen ländlichen Friedhof vorbeiziehen sah, ich notierte die leuchtenden Sonnenbalken auf den Bäumen, die Blumen am Weg, gleich denen in *Le lys dans la vallée*². Seither versuchte ich oft beim Zurückdenken an jene vom Licht gestreiften Bäume, an jenen Dorffriedhof diesen Tag heraufzubeschwören, ich meine jenen Tag *selbst* und nicht sein kaltes Phantom. Niemals gelang es mir, und ich gab die Hoffnung auf, es zu erreichen, als ich neulich beim Mittagessen meinen Löffel auf den Teller fallen ließ. Es entstand genau derselbe Ton wie der des Hammers der Weichensteller, der an jenem Tag während der Aufenthalte gegen die Räder des Zuges schlug. In dieser Minute, als dieses Geräusch erklang, lebte die brennende und blendende Stunde wieder auf sowie jener ganze Tag in seiner Poesie, ausgenommen nur, weil durch die absichtliche Beobachtung erworben und für die poetische Wiederauferstehung verloren, der Dorffriedhof, die vom Licht gestreiften Bäume und die balzacischen Blumen am Weg.

Manchmal³ begegnen wir dem Objekt, die verlorene Empfindung läßt uns erzittern, leider aber ist die Zeit zu fern, wir können die Empfindung nicht benennen, nicht rufen, sie wird nicht wieder lebendig. Als ich neulich einen Anrichterraum durchquerte, ließ mich ein Stück grünen Stoffs, mit dem ein Teil des zerbrochenen Fensters überdeckt war, plötzlich stehenbleiben und in mich selbst horchen. Sommerliche Strahlen drangen zu mir. Warum? Ich versuchte, mich zu erinnern. Ich sah Wespen in einem Sonnenstrahl, ein Geruch von Kirschen lag über dem Tisch, ich konnte mich nicht erinnern. Einen Augenblick lang war ich wie die Schläfer, die in der

Nacht aufwachen und nicht wissen, wo sie sind, die versuchen, ihren Körper zu orientieren, um sich des Ortes bewußt zu werden, an dem sie sich befinden, nicht wissend, in welchem Bett, in welchem Haus, an welchem Ort der Erde, in welchem Jahr ihres Lebens sie sich befinden. Ich zögerte so einen Augenblick, suchte rings um das Viereck aus grünem Stoff die Orte, die Zeit, wo meine kaum erwachte Erinnerung sich ansiedeln sollte. Ich schwankte zwischen allen verschwommenen, bekannten oder vergessenen Eindrücken meines Lebens; das währte nur einen Augenblick, bald sah ich nichts mehr; meine Erinnerung war für immer wieder entschlummert.

Wie¹ oft haben Freunde mich so gesehen, wie ich während eines Spaziergangs vor einer sich vor uns eröffnenden Allee oder vor einer Baumgruppe stehenblieb und sie bat, mich einen Augenblick allein zu lassen! Es war vergeblich; mochte ich auch, um neue Kräfte für meine Verfolgung der Vergangenheit zu gewinnen, für Augenblicke die Augen schließen, an nichts mehr denken, dann sie plötzlich wieder öffnen, um die Bäume wie beim erstenmal wiederzusehen, mir kam nicht in den Sinn, wo ich sie gesehen hatte. Ich erkannte ihre Form wieder, ihre Anordnung, die Linie, die sie zeichneten, schienen nach einem geheimnisvollen geliebten Muster gebildet, das in meinem Herzen erzitterte. Aber mehr konnte ich darüber nicht sagen, sie selbst schienen in ihrer naiven und leidenschaftlichen Stellung ihr Bedauern darüber auszusprechen, daß sie sich nicht ausdrücken konnten, daß sie mir das Geheimnis nicht sagen konnten, von dem sie spürten, daß ich es nicht entwirren konnte. Als Phantome einer geliebten Vergangenheit, so sehr geliebt, daß mein Herz zum Zerreißen klopfte, streckten sie mir machtlose Arme entgegen wie jene Schatten, denen Äneas in der Unterwelt begegnet. War es auf den Spazier-

gängen rings um die Stadt, wo ich als kleines Kind glücklich war, war es nur in dem imaginären Land, wo ich später meine so kranke Mama im Traum sah, an einem See, in einem Wald, in dem es hell war die ganze Nacht, ein nur geträumtes Land, doch fast ebenso wirklich wie das Land meiner Kindheit, das bereits nicht mehr als ein Traum war? Ich wußte es nicht. Und ich mußte zu meinen an der Straßenbiegung auf mich wartenden Freunden gehen, mit der Angst, einer Vergangenheit für immer den Rücken zu kehren, die ich nicht mehr wiedersehen würde, die Toten zu verleugnen, die mir ihre machtlosen und zärtlichen Arme entgegenstreckten und zu sagen schienen: Laß uns wiederauferstehen. Und bevor ich mich wieder unter meine Gefährten einreichte und das Geplauder wieder aufnahm, drehte ich mich noch ein paarmal um, um einen immer weniger eindringlichen Blick auf die gekrümmte und entfliehende Linie der expressiven und stummen Bäume zu werfen, die sich für meine Augen noch wanden und meinem Herzen nichts mehr sagten.

Neben dieser Vergangenheit, der intimen Essenz unser selbst, erscheinen die Wahrheiten des Verstandes sehr wenig real. Deshalb wenden wir uns, besonders von dem Zeitpunkt an, da unsere Kräfte nachlassen, all dem zu, was uns helfen kann, diese Vergangenheit wiederzufinden, sollten wir auch von den intelligenten Leuten wenig verstanden werden, die nicht wissen, daß der Künstler allein lebt, daß der absolute Wert der Dinge, die er sieht, ihm nichts gilt, daß die Wertskala der Dinge nur in ihm selbst gefunden werden kann. Es kann geschehen, daß eine abscheuliche musikalische Darbietung in einem Provinztheater, ein Ball, den die Leute von Geschmack lächerlich finden, entweder in ihm Erinnerungen wecken oder auch sich in ihm viel stärker mit einer Ordnung von Träumereien und Gedanken verknüpfen als eine be-

wundernswerte Aufführung in der Oper, als eine ultralegante Soiree im Faubourg Saint-Germain. Der Name von Stationen im Fahrplan der Nord-Eisenbahn, wo er in seiner Vorstellung gern an einem Herbstabend aus dem Waggon aussteigen würde, wenn die Bäume schon ihre Blätter verloren haben und in der kalten Luft stark riechen, ein für die Leute von Geschmack fades Buch voller Namen, die er seit seiner Kindheit nicht mehr gehört hat, können für ihn einen ganz anderen Wert haben als schöne Philosophiebücher und werden die Leute von Geschmack von ihm sagen lassen, als ein Mann mit Talent habe er sehr dumme Vorlieben.

Man wird vielleicht darüber erstaunt sein, daß ich, obwohl ich wenig Aufhebens vom Verstand mache, auf den paar folgenden Seiten gerade einige der Anmerkungen zum Thema mache, die unser Verstand uns sagt, im Widerspruch zu den Banalitäten, die wir hören oder lesen. Zu einem Zeitpunkt, da meine Tage vielleicht gezählt sind (sind im übrigen nicht alle Menschen in dieser Lage?), ist es vielleicht sehr leichtfertig, *intellektuelle Arbeit* zu vollbringen. Doch einerseits sind die Wahrheiten des Verstandes, wenn sie auch weniger kostbar sind als die Geheimnisse des Gefühls, von denen ich vorhin gesprochen habe, auch von Interesse. Ein Schriftsteller ist nicht nur ein Poet. Selbst die größten unserer Zeit haben in unserer unvollkommenen Welt, in der die Meisterwerke der Kunst nur die Trümmer vom Schiffbruch großer Geister sind, die Kleinode der Empfindungen auf einem bestimmten Grundmuster von Verstand, auf dem sie nur hie und da erscheinen, miteinander verknüpft. Und wenn man glaubt, daß in diesem wichtigen Punkt die Besten seiner Zeit sich irren, kommt ein Augenblick, da man seine Faulheit abschüttelt und das Bedürfnis empfindet, es auszusprechen. Die Methode Sainte-Beuves ist vielleicht auf den ersten Blick kein so bedeutender Ge-

genstand. Doch vielleicht wird man im Verlaufe dieser Seiten zu der Einsicht gelangen, daß sie sehr wichtige intellektuelle Probleme berührt, vielleicht das größte von allen für einen Künstler, jene Unterlegenheit des Verstandes, von der ich am Anfang gesprochen habe. Und um diese Unterlegenheit des Verstandes festzuhalten, muß man sich immerhin an den Verstand wenden. Denn wenn auch der Verstand nicht die höchste Krone verdient, so kann doch nur er allein sie zuerkennen. Und wenn er in der Hierarchie der Tugenden nur den zweiten Platz einnimmt, ist doch er allein fähig zu verkünden, daß das Gefühl den ersten einnehmen muß.

2. DIE METHODE SAINTE-BEUVES

ENTWÜRFE:

Ich¹ bin an einen Punkt gelangt, oder besser: ich befinde mich in einer Lage, in der man fürchten muß, daß man die Dinge, die zu sagen man am meisten wünschte – oder in Ermangelung solcher, falls das Nachlassen der Sensibilität und der Bankrott des Talents dies nicht mehr erlauben sollten, mindestens die danach kommenden, die man allerdings im Vergleich zu dem höchsten und heiligsten Ideal nicht sehr hoch einzuschätzen geneigt war, die man aber immerhin nirgends gelesen hat, von denen man annehmen kann, daß sie nicht gesagt werden, wenn man selbst sie nicht sagt, und von denen man erkennt, daß sie doch mit einem, wenn auch weniger tiefen Teil unseres Geistes verbunden sind –, plötzlich nicht mehr sagen kann. Man betrachtet sich nur noch als den Träger von geistigen Geheimnissen, der jeden Augenblick verschwinden kann, wobei diese mit ihm verschwinden werden, und man möchte das Beharrungsvermögen der früheren Trägheit überwinden, indem man ein schönes Gebot Christi aus dem *Johannesevangelium* befolgt: »Arbeitet, dieweil ihr das Licht habt.«² Es scheint mir, daß ich so über Sainte-Beuve – und bald viel mehr anläßlich von ihm als über ihn selbst – Dinge zu sagen haben werde, die vielleicht ihre Bedeutung besitzen, wenn es mir, indem ich zeige, worin er nach meiner Meinung als Kritiker und Schriftsteller gesündigt hat, gelingt, über das, was der Kritiker sein soll und was Kunst ist, einige Dinge zu sagen, an die ich oft gedacht habe. Beiläufig

und von ihm ausgehend, so wie er es so oft getan hat, würde ich ihn zum Anlaß nehmen, um von bestimmten Formen des Lebens zu sprechen [Streichung] Ich könnte einige Worte über einige seiner Zeitgenossen sagen, über die ich ebenfalls eine Meinung besitze. Dann, nachdem ich die anderen kritisch betrachtet habe, würde ich versuchen, Sainte-Beuve nun ganz verlassend, zu sagen, was für mich Kunst gewesen wäre, wenn [abgebrochen]

★

Diese Definition und dieses Lob der Methode Sainte-Beuves habe ich dem Artikel von Monsieur Paul Bourget entnommen¹, weil die Definition kurz ist und das Lob von berufener Seite kommt. Doch hätte ich ein Dutzend anderer Kritiker zitieren können. Daß er die Naturgeschichte der Geister betrieb, daß er von der Biographie eines Menschen, von der Geschichte seiner Familie, von allen seinen Besonderheiten Aufschluß über seine Werke und die Natur seines Genies erbeten hat, erkennt jedermann als seine Originalität an und erkannte er sich selbst zu, womit er im übrigen recht hatte. Taine selbst, der von einer systematischeren und besser kodifizierten Naturgeschichte der Geister träumte und mit dem Sainte-Beuve im übrigen in den Fragen der Rasse nicht übereinstimmte, sagt in seinem Lob über Sainte-Beuve² nichts anderes: »Sainte-Beuves Methode ist nicht minder kostbar als sein Werk. Darin ist er ein Neuerer gewesen. Er hat in die Geistesgeschichte die Verfahren der Naturgeschichte eingeführt. Er hat gezeigt, [wie man es anfangen muß, um den Menschen zu erkennen; er hat die Reihe der aufeinanderfolgenden Milieus angegeben, die das Individuum formen und die man eines nach dem anderen beobachten muß, um es zu begreifen: zunächst die Rasse und die Tradition des Blutes, die man oft dadurch erfassen kann, daß man den Vater, die Mutter oder die Geschwi-